

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 37 (1977-1978)
Heft: 2

Artikel: Draussen wartet der Stern : weihnachtliche Gedichte
Autor: Müller, Paul Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Draussen wartet der Stern

Weihnachtliche Gedichte von Paul Emanuel Müller, Chur

Die Gedichte sind den folgenden Sammlungen entnommen: Wandlungen über Bleibendem, Calven Verlag, Chur 1967. Die Regenharfe, Verlag Anton Pustet, Salzburg 1974. Gedichte, Terra Grischuna Verlag, Chur und Bottmingen/Basel 1977.

Von Paul Emanuel Müller sind auch die folgenden Weihnachtsspiele für die Schulbühne geschrieben worden:

Ich habe dich beim Namen gerufen, Verlag Sauerländer, Aarau 1973, im selben Heft: Der Weihnachtsengel.

Kleines Weihnachtsspiel, Verlag Sauerländer, Aarau 1960. Heiligi Nacht (Mundart), szenische Weihnachtskantate, vertont von Jacques Hefti, Edition Helbling, Zürich 1967.

Der Hirt i der Wiehnachtsnacht, Singspiel (Mundart), vertont von Jacques Hefti, Edition Helbling, Zürich 1967.

Das kleine Spiel vom Licht, Schweizerische Lehrerzeitung Nr. 48, 1973.

Aus zweitausendjähriger Dunkelheit, Schweizerische Lehrerzeitung Nr. 49, 1974.

Einer auf dem Feld

hört eine botschaft

er hebt das lamm
auf die schultern

und schenkt es
dem kind

einer auf dem feld
hört eine botschaft

er wirft das gewehr
in den schlamm

und trägt den verwundeten feind
hinter die feuerlinie

einer auf dem feld
hört eine botschaft

er klettert
über den grabenrand

und gibt sie weiter
in einfachen worten

Die Nacht

bringt stille
durchs fenster
das zimmer wird gross
der unter der lampe sitzt
schliesst das buch
und horcht
draussen wartet der stern

Die heilenden Kräfte

liegen in deinem herzen
und deiner hand
dir ist's verheissen
du übersteigst es
fasse die strahlen
vertraue
der weg der gestirne
er ist gezeichnet
wie deiner
bereite dich
und erfüll das gesetz

Ich weiss nicht

ob alle die lichter genügen
um unsere nacht zu erhellen
ich weiss nicht
ob alle worte genügen
zu trösten
weisst du
sind allzuviele
müssten wir nicht erst
das dunkel lernen
und bescheiden erkennen
dass schweigen viel ist

Die Botschaft

ist einfach

jeder baum
singt sie
jeder stern
jedes kind

der regen
rauscht sie
lang durch die stadt
die sonne wirft sie
jubilend von hügel zu hügel
und wir

treten wir noch
unter die bäume
den himmel

nehmen wir uns
die zeit noch
für die grossen augen
der kinder

verstehn wir
die sprache noch
die der regen singt
und das licht

die botschaft
ist einfach

Der Duft von Mandarinen und Nüssen

vergoldet die stube
über der zuckenden kerzenflamme
knistert ein tannenreis

das alte uralte lied
aus den elfenbeinernen tasten gelockt
flechtet den kindern lichter ins haar

vor der nacht leuchtet der stern

die liebe bereitet den tisch

wir gehen heimwärts
ins eigene herz

Das Gesetz der Sterne ist unwiderrufbar

die engel verkünden es seit zweitausend jahren
die mutter erschrickt
doch sie begreift es
«siehe ich bin des herren magd»
und wickelt das kind
und legts in den schmutzigen stall
und weint unter dem aufgerichteten holz
die tränen der mutter sind unwiderrufbar
eli, eli, lama asabthani

Die letzte Stunde vor Weihnachten

Vielleicht ist es die schönste Stunde – diese letzte Schulstunde vor Weihnachten. Wir versammeln die Schüler im Kreis und geben jedem unser kleines Geschenk, das wir mitgebracht haben; und wir lassen die Kinder erleben, dass das gar nicht so wenig ist, das, was wir da mitgebracht haben. Einen kleinen Tannenzweig. Wir streichen darüber hin mit unseren Fingerspitzen, ganz langsam, einmal, zweimal, dreimal. Und dann halten wir die Finger unter die Nase. Wie sie nun duften – nach Harz und nach Wald! Was für Erinnerungen werden da wach in Euch! Schliesst Eure Augen und überlasst Euch eine Weile diesen Erinnerungen: Harz und Wald und Moos ...

Ja, und dann betrachten wir unser Tannenzweiglein, wir betrachten es lange, jede Einzelheit. Und dann drehen wir es um. Was hat sich geändert? Haben alle Dinge diese zwei Seiten, eine Oberseite und eine Unterseite? Denkt nun an etwas, das Euch ganz besonders lieb

ist! Was ist das, ist es wirklich ein Ding? Wie sieht es aus? Und wie ist es nun mit diesen zwei Seiten?

Vielleicht haben wir noch etwas vergessen, als wir unser Tannenzweiglein betrachteten. Wir halten es einmal so vor uns, dass es gegen den Boden schaut. Ja, und jetzt halten wir es vor das Licht, das durch das Fenster fällt. Was ändert sich denn da, wenn wir das Tannenzweiglein vor einen dunklen Hintergrund halten und dann vor einen hellen? Und vorhin, da habt Ihr an etwas gedacht, das Euch ganz besonders lieb ist. Ändert es sich auch – je nach der Umgebung, in der es sich befindet? Überlegt Euch, wann es sich besser bewährt! Und Ihr selber – steht Ihr lieber im Dunkeln oder im Licht? Habt Ihr aber auch gemerkt, wann unser Tannenzweiglein heller gewirkt hat – vor dem Schatten oder vor dem Licht? Denkt einwenig darüber nach, was wir daraus lernen könnten – jeder für sich selber!

Und jetzt geben wir jedem Kind ein weisses oder auch ein farbiges Kerzlein. Und eines davon zünden wir an. Dann gibt es das Licht weiter

an dasjenige, das links und an dasjenige, das rechts von ihm steht, bis alle Kerzlein brennen. Wir schauen diesen Lichtern einwenig zu, bevor wir an den Platz gehen damit. Dort stellen wir das brennende Kerzlein auf ein Brettchen, das wir vorbereitet haben. Jetzt legen wir die Hände um die Flamme. Wir müssen aber einen guten Abstand suchen — so dass die Flamme geschützt ist, aber auch so, dass uns die Flamme nicht brennt — nur angenehm wärmt.

Ist es bei den Menschen auch so, dass es da einen gewissen Abstand braucht, dass wir den anderen schützen und ihm gleichzeitig etwas von uns geben können? Wärme geben können? Was heisst das, Wärme geben? Was heisst das, den rechten Abstand haben?

Die Kinder haben am Anfang noch antworten wollen; aber sie haben bald gemerkt, dass sie sich die Antworten selber geben müssen, jedes sich selbst. Deshalb dürfen wir ihnen jetzt auch eine Geschichte schenken, eine kleine Weihnachtsgeschichte — einfach so, ohne Fragen zu stellen dazwischen und ohne etwas zu erklären, einfach eine Geschichte mit auf den Heimweg, mit in die Weihnachtszeit geben. Eine gute Geschichte, eine, in der fast unhörbar von der Wärme die Rede ist und vom rechten Abstand und vom Licht, eine Geschichte von Weihnachten und von der Liebe. «Worüber das Christkind lächeln musste» von Karl Heinrich Waggener zum Beispiel — oder «Die Leihgabe» von Wolf Dietrich Schnurre.

Ja, und zum Schluss, zum Schluss singen wir dann noch ein Lied, ein Weihnachtslied.

PEM

Worüber das Christkind lächeln musste

Als Josef mit Maria von Nazareth her unterwegs war, um in Bethlehem anzugeben, dass er von David abstamme, was die Obrigkeit so gut wie unsereins hätte wissen können, weil es ja längst geschrieben stand, — um jene Zeit also kam der Engel Gabriel heimlich noch einmal vom Himmel herab, um im Stalle nach dem Rechten zu sehen. Es war ja sogar für einen Erzengel in seiner Erleuchtung schwer zu begreifen, warum es nun der allerbärmlichste Stall sein musste, in dem der Herr zur Welt kommen sollte, und seine Wiege nichts weiter als eine Futterkrippe. Aber Gabriel wollte wenigstens noch den Winden gebieten, dass sie nicht gar zu grob durch die Ritzen piffen, und die Wolken am Himmel sollten nicht gleich wieder in Rührung zerfliessen und das Kind mit ihren Tränen überschütten, und was das Licht in der Laterne betraf, so musste man ihm noch einmal einschärfen, nur bescheiden zu leuchten und nicht etwa zu blenden und zu glänzen wie der Weihnachtsstern.

Der Erzengel stöberte auch alles kleine Getier aus dem Stall, die Ameisen und Spinnen und die Mäuse, es war nicht auszudenken, was geschehen konnte, wenn sich die Mutter Maria vielleicht vorzeitig über eine Maus entsetzte! Nur Esel und Ochse durften bleiben, der Esel, weil man ihn später ohnehin für die Flucht nach Ägypten zur Hand haben musste, und der Ochse, weil er so riesengross und so faul war, dass ihn alle Heerscharen des Himmels

nicht hätten von der Stelle bringen können.

Zuletzt verteilte Gabriel noch eine Schar Engelchen im Stall herum auf den Dachsparren, es waren solche von der kleinen Art, die fast nur aus Kopf und Flügeln bestehen. Sie sollten ja auch bloss still sitzen und achthaben und sogleich Bescheid geben, wenn dem Kinde in seiner nackten Armut etwas Böses drohte. Noch ein Blick in die Runde, dann hob der Mächtige seine Schwingen und rauschte davon.

Gut so. Aber nicht ganz gut, denn es sass noch ein Floh auf dem Boden der Krippe in der Streu und schlief. Dieses winzige Scheusal war dem Engel Gabriel entgangen, versteht sich, wann hatte auch ein Erzengel je mit Flöhen zu tun!

Als nun das Wunder geschehen war, und das Kind lag leibhaftig auf dem Stroh, so voller Liebreiz und so rührend arm, da hielten es die Engel unterm Dach nicht mehr aus vor Entzücken, sie umschwirrten die Krippe wie ein Flug Tauben. Etliche fächelten dem Knaben balsamische Düfte zu und die anderen zupften und zogen das Stroh zurecht, damit ja kein Hälmchen drücken oder zwicken möchte.

Bei diesem Geraschel erwachte aber der Floh in der Streu. Es wurde ihm gleich himmelangst, weil der dachte, es sei jemand hinter ihm her, wie gewöhnlich. Er fuhr in der Krippe herum und versuchte alle seine Künste, und schliesslich, in der äussersten Not, schlüpfte er dem göttlichen Kinde ins Ohr.

«Vergib mir!» flüsterte der atemlose Floh, «aber ich kann nicht anders, sie bringen mich um, wenn sie mich erwischen. Ich verschwinde gleich

wieder, göttliche Gnaden, lass mich nur sehen, wie!»

Er äugte also umher und hatte auch gleich seinen Plan. «Höre zu», sagte er, «wenn ich alle Kraft zusammennehme, und wenn du still hältst, dann könnte ich vielleicht die Glatze des Heiligen Josef erreichen, und von dort weg kriege ich das Fensterkreuz und die Tür ...»

«Spring nur!» sagte das Jesuskind unhörbar, «ich halte stille!»

Und da sprang der Floh. Aber es liess sich nicht vermeiden, dass er das Kind ein wenig kitzelte, als er sich zurechtrückte und die Beine unter den Bauch zog.

In diesem Augenblick rüttelte die Mutter Gottes ihren Gemahl aus dem Schlaf.

«Ach, sieh doch!» sagte Maria selig, «es lächelt schon!»

Karl Heinrich Waggenerl, Und es begab sich, Müller Salzburg 1953.

Die Leihgabe

Am meisten hat Vater sich jedesmal an Weihnachten Mühe gegeben. Da fiel es uns allerdings auch besonders schwer, darüber wegzukommen, dass wir arbeitslos waren. Andere Feiertage, die beging man, oder man beging sie nicht; aber auf Weihnachten lebte man zu, und war es erst da, dann hielt man es fest; und die Schaufenster, die brachten es ja oft noch nicht mal im Januar fertig, sich von ihren Schokoladenweihnachtsmännern zu trennen.

Mir hatten es vor allem immer die Zwerge und Kasperles angetan. War Vater dabei, sah ich weg; aber das fiel meist mehr auf, als wenn man hingesehen hätte; und so fing

ich allmählich doch wieder an, in die Läden zu gucken.

Vater war auch nicht gerade unempfindlich gegen die Schaufensterauslagen, er konnte sich nur besser beherrschen. Weihnachten, sagte er, wäre das Fest der Freude; das Entscheidende wäre jetzt nämlich: nicht traurig zu sein, auch dann nicht, wenn man kein Geld hätte.

«Die meisten Leute», sagte Vater, «sind bloss am ersten und zweiten Feiertag fröhlich und vielleicht nachher zum Silvester noch mal. Das genügt aber nicht; man muss mindestens schon einen Monat vorher mit Fröhlichsein anfangen. Zu Silvester», sagte mein Vater, «da kannst du dann getrost wieder traurig sein; denn es ist nie so schön, wenn ein Jahr einfach so weggeht. Nur jetzt, so vor Weihnachten, da ist es unangebracht, traurig zu sein.» Vater selber gab sich auch immer grosse Mühe, nicht traurig zu sein um diese Zeit; doch er hatte es aus irgend einem Grund da schwerer als ich; wahrscheinlich deshalb, weil er keinen Vater mehr hatte, der ihm dasselbe sagen konnte, was er mir immer sagte.

Es wäre bestimmt auch alles leichter gewesen, hätte Vater noch seine Stelle gehabt. Er hätte sogar jetzt wieder als Hilfspräparator gearbeitet; aber sie brauchten keinen Hilfspräparatoren im Augenblick. Der Direktor hatte gesagt, aufhalten im Museum könnte Vater sich gern, aber mit Arbeit müsste er warten, bis bessere Zeiten kämen.

«Und wann, meinen Sie, ist das?» hatte Vater gefragt. «Ich möchte Ihnen nicht weh tun», hatte der Direktor gesagt.

Doch was nützte das alles; einen

Baum, gar einen Staatsbaum, wie Vater ihn sich vorstellte, hatten wir deshalb noch lange nicht.

Aber dann — es war der 23. Dezember, und wir hatten eben wieder unseren Stammplatz unter dem Dinosauriergerippe bezogen — hatte Vater die grosse Erleuchtung.

«Haben Sie einen Spaten?» fragte er den Museumswärter, der neben uns auf seinem Klappstuhl eingenickt war.

«Was?!» rief der und fuhr auf, «was habe ich?!»

«Einen Spaten, Mann», sagte Vater ungeduldig; «ob Sie einen Spaten haben.»

Ja, den hätte er schon.

Ich sah unsicher an Vater empor. Er sah jedoch leidlich normal aus; nur sein Blick schien mir eine Spur unsteter zu sein als sonst.

«Gut», sagte er jetzt; «wir kommen heute mit zu Ihnen nach Hause, und Sie borgen ihn uns.»

Was er vorhatte, erfuhr ich erst in der Nacht.

«Los», sagte Vater und schüttelte mich, «steh auf.»

Ich kroch schlaftrunken über das Bettgitter. «Was ist denn bloss los?»

«Pass auf», sagte Vater und blieb vor mir stehen: Einen Baum stehlen, das ist gemein; aber sich einen borgen, das geht.»

«Borgen - ?» fragte ich blinzelnd.

«Ja», sagte Vater. «Wir gehen jetzt in den Friedrichshain und graben eine Blautanne aus. Zu Hause stellen wir sie in die Wanne mit Wasser, feiern morgen dann Weihnachten mit ihr, und nachher pflanzen wir sie wieder am selben Platz ein.

Na — ?» Er sah mich durchdringend an.

«Eine wunderbare Idee», sagte ich.

Summend und pfeifend gingen wir los; Vater den Spaten auf dem Rücken, ich einen Sack unter dem Arm. Hin und wieder hörte Vater auf zu pfeifen, und wir sangen zweistimmig «Morgen, Kinder, wird's was geben» und «Vom Himmel hoch, da komm' ich her». Wie immer bei solchen Liedern, hatte Vater Tränen in den Augen, und auch mir war schon ganz feierlich zumute.

Dann tauchte vor uns der Friedrichshain auf, und wir schwiegen. Die Blautanne, auf die Vater es abgesehen hatte, stand inmitten eines strohgedeckten Rosenrondells. Sie war gut anderthalb Meter hoch und ein Muster an ebenmässigem Wuchs.

Da der Boden nur dicht unter der Oberfläche gefroren war, dauerte es auch gar nicht lange, und Vater hatte die Wurzeln freigelegt. Behutsam kippten wir den Baum darauf um, schoben ihn mit den Wurzeln in den Sack, Vater hing seine Joppe über das Ende, das raussah, wir schippten das Loch zu, Stroh wurde darübergestreut, Vater lud sich den Baum auf die Schulter, und wir gingen nach Hause.

Hier füllten wir die grosse Zinkwanne mit Wasser und stellten den Baum rein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren Vater und Frieda schon dabei, ihn zu schmücken. Er war jetzt mit Hilfe einer Schnur an der Decke befestigt, und Frieda hatte aus Staniolpapier allerlei Sterne geschnitten, die sie an seinen Zweigen aufhängte; sie sahen sehr hübsch aus. Auch einige Lebkuchenmänner sah ich hängen.

Ich wollte den beiden den Spass nicht verderben; daher tat ich so, als

schliefe ich noch. Dabei überlegte ich mir, wie ich mich für die Nettigkeit revanchieren könnte.

Schliesslich fiel es mir ein: Vater hatte sich einen Weihnachtsbaum geborgt, warum sollte ich es nicht fertigbringen, mir über die Feiertage unser verpfändetes Grammophon auszuleihen? Ich tat also, als wachte ich eben erst auf, bejubelte vorschriftsmässig den Baum, dann zog ich mich an und ging los.

Der Pfandleiher war ein furchtbarer Mensch; schon als wir zum ersten mal bei ihm gewesen waren und Vater ihm seinen Mantel gegeben hatte, hätte ich dem Kerl sonst was zufügen mögen; aber jetzt musste man freundlich zu ihm sein.

Ich gab mir auch grosse Mühe. Ich erzählte ihm was von zwei Grossmüttern und «gerade zu Weihnachten» und «letzter Freude auf alte Tage» und so, und plötzlich holte der Pfandleiher aus und haute mir eine herunter und sagte ganz ruhig:

«Wie oft du sonst schwindelst, ist mir egal; aber zu Weihnachten wird die Wahrheit gesagt, verstanden?» Darauf schlurfte er in den Nebenraum und brachte das Grammophon an. «Aber wehe, ihr macht was an ihm kaputt! Und nur für drei Tage! Und auch bloss weil du's bist!»

Ich machte einen Diener, dass mir fast die Stirn an die Kniescheibe stiess; dann nahm ich den Kasten unter den einen, den Trichter unter den andern Arm und rannte nach Hause.

Ich versteckte beides erst mal in der Waschküche. Frieda allerdings musste ich einweihen, denn die hatte die Platten; aber Frieda hielt dicht.

Mittags hatte uns Friedas Chef, der Destillenwirt, eingeladen. Es gab eine tadellose Nudelsuppe, anschliessend Kartoffelbrei mit Gänseklein. Wir assen, bis wir uns kaum noch erkannten; darauf gingen wir, um Kohlen zu sparen, noch ein bisschen ins Museum zum Dinosauriergerippe; und am Nachmittag kam Frieda und holte uns ab.

Zu Hause wurde geheizt. Dann packte Frieda eine Riesenschüssel voll übriggebliebenem Gänseklein, drei Flaschen Rotwein und einen Quadratmeter Bienenstich aus, Vater legte für mich einen Band «Brehms Tierleben» auf den Tisch, und im nächsten unbewachten Augenblick lief ich in die Waschküche runter, holte das Grammophon rauf und sagte Vater, er sollte sich umdrehen.

Er gehorchte auch; Frieda legte die Platten raus und steckte die Lichter an, und ich machte den Trichter fest und zog das Grammophon auf.

«Kann ich mich umdrehen?» fragte Vater, der es nicht mehr aushielt, als Frieda das Licht ausgeknipst hatte.

«Moment», sagte ich; «dieser verdammte Trichter — denkst du, ich krieg' das Ding fest?»

Frieda hüstelte.

«Was denn für einen Trichter?» fragte Vater.

Aber da ging es schon los. Es war «Ihr Kinderlein kommet»; es knarrte zwar etwas, und die Platte hatte wohl auch einen Sprung, aber das machte nichts. Frieda und ich sangen mit, und da drehte Vater sich um. Er schluckte erst und zupfte sich an der Nase, aber dann räusperte er sich und sang auch mit. Als die Platte zu Ende war, schüttelten wir uns die Hände, und ich er-

zählte Vater, wie ich das mit dem Grammophon gemacht hätte.

Er war begeistert. «Na?» sagte er nur immer wieder zu Frieda und nickte dabei zu mir rüber: «na — ?» Es wurde ein sehr schöner Weihnachtsabend. Erst sangen und spielten wir die Platten durch; dann spielten wir sie nochmals ohne Gesang; dann sang Frieda noch mal alle Platten allein; dann sang sie mit Vater noch mal, und dann assen wir und tranken den Wein aus, und darauf machten wir noch ein bisschen Musik; und dann brachten wir Frieda nach Hause und legten uns auch hin.

Am nächsten Morgen blieb der Baum noch aufgeputzt stehen. Ich durfte liegenbleiben, und Vater machte den ganzen Tag Grammophonmusik und piff zweite Stimme dazu.

Dann, in der folgenden Nacht, nahmen wir den Baum aus der Wanne, steckten ihn, noch mit den Staniolpapiersternen geschmückt, in den Sack und brachten ihn zurück in den Friedrichshain.

Hier pflanzten wir ihn wieder in sein Rosenrondell. Darauf traten wir die Erde fest und gingen nach Hause. Am Morgen brachte ich dann auch das Grammophon weg.

Den Baum haben wir noch häufig besucht; er ist wieder angewachsen. Die Staniolpapiersterne hingen noch eine ganze Weile in seinen Zweigen, einige sogar bis in den Frühling.

Vor ein paar Monaten habe ich mir den Baum wieder mal angesehen. Er ist jetzt gute zwei Stock hoch und hat den Umfang eines mittleren Fabrikschornsteins.

Wolfdietrich Schnurre, Als Vaters Bart noch rot war, Arche, Zürich 1958.